Christoph von Marschall

Was ist mit den Amis los?

Schriftenreihe Band 1723

Christoph von Marschall

Was ist mit den Amis los?

Über unser zwiespältiges Verhältnis zu den USA

bpb:
Bundeszentrale für politische Bildung

Dr. Christoph von Marschall ist Historiker und Journalist. Als einziger deutscher Zeitungskorrespondent gehörte er in Barack Obamas Amtszeit zum *White House Press Corps*. Er lebt in Berlin und ist dort Diplomatischer Korrespondent der Chefredaktion des Tagesspiegels.

Für Zofia

Diese Veröffentlichung stellt keine Meinungsäußerung der Bundeszentrale für politische Bildung dar. Für die inhaltlichen Aussagen trägt der Autor die Verantwortung.

Bonn 2016
Sonderausgabe für die Bundeszentrale für politische Bildung
Adenauerallee 86, 53113 Bonn

© Verlag Herder GmbH, Freiburg im Breisgau 2012, Neuausgabe 2016

Umschlaggestaltung: Naumilkat – Agentur für Kommunikation und Design, Düsseldorf
Umschlagfoto: © Scott Stulberg / Corbis
Satz: Arnold & Domnick, Leipzig
Herstellung: CPI books GmbH, Leck

ISBN 978-3-8389-0723-9

www.bpb.de

Inhalt

Vorwort **9**
Die Idee zu diesem Buch 13

Amerikaner sind ein anderer Stamm **20**
Crashkurs Alltag in Amerika 22
Amerikaner kommen vom Mars, Europäer von der Venus 30
Von der Freiheit, versichert oder nicht versichert zu sein 36
Wo Krankheit den Ruin bedeuten kann 37
In Michelle Obamas Krankenhaus 41
Vertrauenskrise durch die Geheimdienste 46
Abhören geht gar nicht? Geht doch! 53
Beklagen statt aufklären 55
Der NSA-Skandal diskreditiert den Freihandel 59
Chlorhühnchen und gierige US-Anwälte 61
Was stimmt, was stimmt nicht? 64

Berg- und Talfahrt mit Obama **67**
Ein Name, zwei Präsidentschaften 73
Reformerfolg und Ansehensverfall 75
Mogeln bei den Treibhausgasen 78
Obamas Weihnachtsgeschenk 80
Jedem Anfang wohnt ein Zauber inne 84
Färbt der Präsident die Haare? 86
Doppelte Enttäuschung, verschiedene Ursachen 87
Wünscht sich Amerika die Republikaner zurück? 91

Der Staat ist für Amerikaner das Problem, für Deutsche die Lösung **93**
Solidarität mit den Reichen 94
Weg mit dem Bildungsministerium 99
Das Erbe der Tea Party 102
Konsumlust versus schlechtes Gewissen 104
Der Retter und sein Dämon 108
Die Regierung als guter Kapitalist 111
Der Staat als Krisengewinnler 114

It's the Economy, Stupid **117**
Der Klempner kennt den Hypothekenzins 119
Reichtum hilft, reicht aber nicht 121
Die Trägheit nach der Katastrophe 123
Vorbild Deutschland 125
Mehr Kontrolle heißt: mehr Kosten 126
Die verlorene Dekade für die Mittelschicht 130

Die Energiewende kommt aus der Provinz **133**
Deutsche predigen Revolution von oben, Amerikaner Evolution von unten 136
Amerikas Zukunft am Mississippi 140
Wechselnde Förderpolitik in den USA 144

Die Gesellschaft: eine permanente Bürgerinitiative **147**
Kinder sind Reichtum 149
Solidarität praktiziert der Bürger, nicht der Staat 153

Nachbarschaftskontrolle erwünscht 157
Der Millionär als Mäzen 160
Mehr Freiwillige für die Politik 165
Die freie Rede des Geldes 169
Vom Nutzen der Ungleichheit 171
Reiche in Handschellen 174
Die Todesstrafe stirbt langsam 176
Der Waffenkult 179
Sehnsucht nach Heilung und Helden 183
„Pistolen machen Menschen höflich“ 186
Weiße Polizeigewalt, schwarze Jugend 188
Der Traum von der „Post-Racial Society“ 191
Die verpasste ökonomische Emanzipation 193

Die Welt nach 9/11:
Wie der Anschlag Amerika verändert hat 196
Die Bankentürme in Frankfurt 198
Die Zivilgesellschaft wehrt sich 202
Expedition nach Guantanamo 205
Die Militärkommission tagt 210
Deutsche Irrtümer 213

Die Männer vom Mars 218
Lehren aus Vietnam, Irak und Afghanistan 222
Im Zwiespalt zwischen Bush und Saddam 225
Die Fabel vom Friedenspräsidenten 229
Soziale Wohltaten im Rüstungsetat 233
Mehr europäische Selbstverantwortung 235

Die gute und die böse Weltmacht 238
Die Arroganz des „Exceptionalism“ 240
Selbsthypnose als Kraftquelle 241
Die Vereinten Nationen – keine höhere Instanz 245
Europa – der Kontinent der sympathischen Träumer 247
Russland und China – ein besiegter und ein neuer Rivale 249
Nahost – ewiger Konflikt, ewige Klischees 252
Snowden und Wikileaks –
deutsche Helden, amerikanische Bastards 254

Totgesagte leben länger 260
Amerikas Comeback 261
Ökonomie versus Demografie 266
Der Atlantik wird breiter 269

Vorwort

„Die spinnen, die Amis!“, empören sich Deutsche, wenn ein Insider wie Edward Snowden das megalomane Ausmaß der weltweiten Überwachungsversuche amerikanischer Geheimdienste ans Licht bringt, der Kongress aber deren selbstherrlichem Handeln keine engen rechtlichen Fesseln anlegt.

„Die spinnen, die Amis!“, sagen viele in Europa, wenn ein schwarzer Jugendlicher an Schüssen aus der Waffe eines weißen Polizisten stirbt und tagelange Rassenunruhen folgen. Oder wenn ein Amokläufer in den USA wieder einmal unzählige Unschuldige in einer Schule, einem Kino oder einer Einkaufs-Mall erschießt, die Parlamentsmehrheit jedoch eine Verschärfung der Waffengesetze weiter unbeeindruckt von sich weist.

„Die spinnen, die Amis!“, hieß es kopfschüttelnd in der Alten Welt, als Präsident Barack Obama eine Krankenversicherung für alle Einwohner einführte, aber rund die Hälfte der US-Bürger eine staatliche organisierte Solidarversicherung im Gesundheitswesen, wie sie in Kontinentaleuropa üblich ist, ablehnte.

„Die spinnen, die Amis!“, ereifert sich Europa, wenn sich die Hinrichtung eines zum Tode Verurteilten per Giftspritze quälend lange hinzieht, weil die modernen Henker keine geeignete Vene für die Kanüle finden oder der tödliche Cocktail die rasche

Wirkung verweigert, und dennoch kein Aufschrei durch die USA geht: Schluss mit der Todesstrafe!

„Die spinnen, die Amis!“, rief die halbe Welt, als die von der Wall Street ausgehende Finanzkrise auch andere Länder mit in den Abgrund zog – und erst recht, als der US-Kongress die Verschärfung der Bankenaufsicht, die alle auf dem Höhepunkt der Krise gefordert hatten, kurz darauf wieder aufweichte.

„Die spinnen, die Amis!“ Da hat jede und jeder seine bzw. ihre Lieblingsbeispiele, je nach persönlichen Vorlieben, vom Umgang mit den Geheimdiensten bis zur Behandlung von Terrorverdächtigen in Guantanamo, von der Größe der Autos und Kühlschränke bis zum Einsatz militärischer Gewalt, vom unbedarften Gebrauch des umstrittenen Fracking bei der Öl- und Gasförderung über die ergebene Hinnahme der Ölpest im Golf von Mexiko und anderer menschengemachter Umweltkatastrophen bis hin zum Spott über die XXL-Formate der Kaffeebecher, Tripleburger und T-Shirts. Denn das ist ja das Interessante und Verblüffende an jedem Gespräch über Amerika: Jeder hat eine Meinung zu den USA, unabhängig davon, wie viel oder wenig sie oder er über das Land und seine Bewohner weiß. Bei Brasilien, China, Indien, Japan, Korea, Russland oder Südafrika würden viele Europäer vor einem raschen Urteil zurückscheuen. Vielleicht weiß man’s ja doch nicht so genau. Nicht so bei Amerika. Da fühlen sich nahezu alle zu einem klaren Urteil berufen – und dieses Urteil fällt, je nach Weltanschauung, geradezu begeistert oder ziemlich skeptisch bis ablehnend aus, in Deutschland zumeist Letzteres.

Dass die Amis spinnen, habe auch ich oft gedacht, bevor ich mit meiner Frau nach Washington zog, um meine neue Aufgabe als Korrespondent der Berliner Tageszeitung Der Tagesspiegel zu übernehmen. Mich trieb die Neugier, wie Amerika denn nun

wirklich ist. In unseren acht Jahren in den USA habe ich einiges besser verstehen gelernt – aus eigenem Erleben, aus unzähligen Gesprächen mit Amerikanern und aus den Erfahrungen meiner Frau. Sie arbeitete in der medizinischen Forschung in den National Institutes of Health (NIH): unter Amerikanern mit einem amerikanischen Arbeitsvertrag und einer amerikanischen Krankenversicherung. Dabei haben wir Einblicke in den praktischen Alltag amerikanischer Familien sowie in die Köpfe und Herzen gewonnen, die anderen Ausländern ohne solche Zugänge verschlossen bleiben.

Wer in den USA lebt, kann gar nicht anders, als die Welt auch mit amerikanischen Augen zu betrachten. Die tägliche Arbeit, der Austausch mit Nachbarn und Freunden, die Reisen durch das riesige Land erzwingen das geradezu. Der Korrespondent soll ja nicht nur berichten. Er soll auch erklären, warum die Amerikaner vieles ganz anders sehen als die meisten Deutschen und die meisten Europäer.

Wer im Ausland lebt, lernt aus der Ferne auch das eigene Heimatland besser kennen. Er beginnt zu vergleichen: Warum regeln die Deutschen ihre Krankenversicherung und ihre Finanzaufsicht, ihre Energieversorgung und den Klimaschutz, ihr Steuersystem und die Rolle privater Spenden in der Zivilgesellschaft, ihre Waffengesetze und ihr Strafsystem anders? Was sind die Vor- und Nachteile der deutschen und was die Vor- und Nachteile der amerikanischen Variante? Gewisse Grenzen des Verständnisses für die USA bleiben dennoch. Auch heute noch halte ich manches, was Amerikanern selbstverständlich erscheint, für fragwürdig. Oder für Ideologie. Doch das Ausmaß dieser blinden Flecken, die sich der pragmatischen Erklärung entziehen, ist kleiner geworden.

Und auf einmal spinnen nicht mehr nur die Amis. Mitunter erwische ich mich plötzlich bei dem Gedanken: „Die spinnen,

die Deutschen!“ Den meisten Korrespondenten geht es nicht anders. Mit der Zeit entdecken wir immer mehr gute Seiten am Alltag und den Lebenseinstellungen der Amerikaner. Und finden im Vergleich manche deutsche Haltungen und Sitten fragwürdig. Worauf gründet sich, zum Beispiel, der deutsche Glaube an die Allzuständigkeit des Staats? Warum geben Bürger ihr Mitgestaltungsrecht so gerne an anonyme Behörden ab? Theater und Museen gibt es auch in den USA zuhauf, und einige sind sogar besser als in Deutschland, obwohl sie nicht von staatlichen Subventionen leben, sondern von den freiwilligen Zuwendungen der Bürger und der Wirtschaft. Die Gastfreundschaft und die Hilfsbereitschaft gegenüber Fremden nötigen Respekt ab. Den Stolz auf ihr politisches System und die Begeisterung, mit der sich Amerikaner alle vier Jahre in den Präsidentschaftswahlkampf stürzen, würden wir uns für Deutschland wünschen. Amerikaner zeigen weniger Sozialneid und mehr Respekt vor anderen Meinungen. Im Vergleich mit der in Deutschland verbreiteten Bedenkenträgerei, dass dieses oder jenes sowieso nicht funktionieren könne, wirkt die zupackende „Can do“-Mentalität oft höchst erfrischend. Und zudem konstruktiver. Gewiss, sie hat auch ihre Schattenseiten – wenn über dem ansteckenden Optimismus die berechtigte Skepsis (zum Beispiel beim Demokratieexport per Militärintervention) oder die Sicherheitsvorkehrungen (vom Finanzsystem über die Geheimdienste bis zur Ölförderung) zu kurz kommen, mitunter mit dramatischen Folgen.

Auf viele Neuankömmlinge aus Deutschland wirkt Amerika im Alltag lebenswerter und liebenswerter, als sie sich das aus der Ferne vorstellen konnten. Das empfinden die meisten meiner Medienkolleginnen und -kollegen so, ganz unabhängig davon, ob sie für eine linksalternative, liberale oder bürgerliche Zeitung berichten – oder, im Rundfunkbereich, für eine „rot“ oder

„schwarz“ dominierte Sendeanstalt. Zu Einwanderern werden nur wenige. Bei aller Faszination an der neuen Welt bleiben die meisten von uns im Herzen und in ihren gesellschaftspolitischen Grundüberzeugungen Deutsche. Und Europäer. Aber unsere neuen Erfahrungen machen uns Wanderer zwischen beiden Welten zu Kulturvermittlern. Wenn es in den Heimatredaktionen oder in den Leserbriefen und Hörer-E-Mails wieder mal heißt, „Die spinnen, die Amis!“, dann fühlen wir uns herausgefordert, die Hintergründe und Motive für amerikanische Haltungen zu erklären, die von der anderen Atlantikseite gesehen irrational anmuten – typisch amerikanisch-verrückt.

Die Idee zu diesem Buch

So ist auch dieses Buch entstanden: aus den Begegnungen mit Zehntausenden Deutschen bei unzähligen Vorträgen, Podiumsdiskussionen und Lesereisen im Laufe eines guten Jahrzehnts. In die erste Fassung, die 2012 erschienen war, flossen all die Fragen ein, die sich aus den Erfahrungen mit der ersten Amtszeit Barack Obamas ergaben. Nach den Regierungsjahren George W. Bushs, die die Deutschen fast durchweg in schlechter Erinnerung behalten, war Obama fast wie ein Retter begrüßt worden. Die meisten Deutschen identifizierten sich mit den Zielen, die er im Wahlkampf formuliert hatte, fieberten mit ihm, wünschten ihm Erfolg. Früher oder später gingen viele jedoch auf Distanz, als dieser Erfolg in vielen Bereichen auf sich warten ließ oder Obama sich mit frustrierenden Kompromissen abfinden musste. Die umfassend aktualisierte Neuausgabe 2016 ist stark von den deutsch-amerikanischen Querelen in Obamas zweiter Amtszeit geprägt:

- der NSA-Abhöraffäre,
- der Diskussion um TTIP, das Transatlantische Handels- und Investitionsabkommen, das in Deutschland umstrittener ist als in den meisten anderen EU-Staaten,
- den Kriegen in Libyen, Syrien sowie erneut im Irak, in denen Obama keine rühmliche Rolle spielt,
- und dem Vorwurf, dass die Strategie und die Mittel der Terrorabwehr sich kaum von denen unter George W. Bush unterscheiden.

Mit der Präsidentschaftswahl 2016 richten sich die Blicke zudem auf die Frage, was von Obamas Nachfolgerin oder Nachfolger zu erwarten sei. Unabhängig davon, wer nach ihm ins Weiße Haus einzieht, darf man eines schon heute vorhersagen: Die Präsidenten wechseln, die deutschen und europäischen Irritationen über die USA bleiben. Und ebenso die amerikanischen Irritationen über Europa. Denn Amerikaner und Europäer „ticken" unterschiedlich. Die Neigung, den jeweiligen Präsidenten zur Hauptursache der Dissonanzen zu erklären – in George W. Bushs Fall, weil er angeblich nie ein Ohr für die berechtigten Sichtweisen der Europäer hatte, in Obamas Fall, weil er Hoffnungen weckte, die er dann enttäuschte –, führt in die Irre. Es ist ja nicht die eine Person an der Spitze, die spaltet; in ihr spiegeln sich vielmehr all die unterschiedlichen Sichtweisen der Amerikaner und Europäer auf die aktuelle Weltlage.

In der Hinsicht wird es auch wenig Unterschied machen, ob die vielen Deutschen sympathische Hillary Clinton die Präsidentschaftswahl 2016 gewinnt und die Kommentatoren ihre Inauguration im Januar 2017 zum Beginn eines neuen Zeitalters verklären, weil erstmals eine Frau in das nach wie vor mächtigste Amt der Welt käme. Oder ob Jeb Bush siegt, dessen Name

vielen Deutschen wegen der Erfahrungen mit seinem Bruder George W. eher unsympathisch ist. Oder ob ein anderer Wettbewerber triumphiert – womöglich ähnlich überraschend wie Barack Obama, den die meisten Experten zu Beginn des Wahlkampfs 2008 auch nicht zu den Hauptfavoriten gezählt hatten. Spätestens im Lauf der Jahre 2017/18 werden viele Deutsche den neuen Präsidenten – oder: die neue Präsidentin – kritisch sehen. In Hillarys Fall, das sollte uns die emotionale Achterbahnfahrt mit Obama gelehrt haben, wären erst die Erwartungen groß und dann die Enttäuschung über ihre reale Politik umso durchschlagender. In Bushs Fall würde sich eine vorgefasste Abneigung gegen seinen Familiennamen bestätigen. Auch das verrät einiges über die Vorurteilsstrukturen. Denn es gab ja nicht nur einen, sondern zwei Präsidenten Bush. Mit dem Vater George H. W. (Januar 1989 bis Januar 1993) hatten die Deutschen gute Erfahrungen gemacht. Der Weg zur deutschen Einheit wäre ohne seine vertrauensvolle Unterstützung nicht so glatt verlaufen. Er begrenzte auch den Einsatz des US-Militärs, ließ es nach dem siegreichen ersten Irakkrieg zur Befreiung Kuwaits 1991 nicht nach Bagdad marschieren, um Saddam Hussein zu stürzen. Mit Sohn George W. (Januar 2001 bis Januar 2009) verbinden die Deutschen schlechte Erinnerungen. Zu Recht. Ihm fehlte das Augenmaß nach dem Terrorangriff auf die USA am 11. September 2001. Er hat Entgleisungen wie die ausufernde NSA-Überwachung, die Menschenrechtsverletzungen im Umgang mit den Terrorverdächtigen, die Lügen zur Begründung des Irakkriegs und die verfehlte Besatzungsstrategie zu verantworten. Sollte man es angesichts so unterschiedlicher Erfahrungen mit zwei Präsidenten namens Bush nicht als eine offene Frage betrachten, ob ein Präsident Jeb Bush mehr dem Vater oder mehr dem Bruder nacheifern würde?

Unvoreingenommenheit hieße auch, die Handlungsspielräume, die Präsidenten haben, und deren Grenzen realistisch einzuschätzen. Die sinusartige Kurve der deutschen Amerika-Begeisterung und Amerika-Enttäuschung folgt zwar dem Auf und Ab unserer Wahrnehmung der jeweiligen Präsidenten. In Wahrheit ist die Person an der Spitze aber gar nicht die Hauptursache unserer Irritationen. Uns irritiert, dass in den USA so vieles ganz anders läuft, als wir es von zu Hause gewohnt sind. Die wahre Ursache sind die grundsätzlichen Unterschiede in der politischen Kultur und in den Vorstellungen von der Rolle des Staats, der Privatwirtschaft, der individuellen Eigeninitiative und Eigenverantwortung der Bürger. Sie leiten sich aus der unterschiedlichen Geschichte Europas und der USA her. Und, mehr noch, aus den verbreiteten Geschichtsbildern, die auch dann Identität stiften, wenn sie die wahren historischen Abläufe ignorieren.

Das galt schon, als 2012 die Urfassung dieses Buchs erschien. Damals schrieb ich im Vorwort:

> „Ist dies also ein Buch über Barack Obama? Ja – und nein. Die Beispiele stammen aus seiner Amtszeit. Man könnte sie aber ebenso gut in anderen Präsidentschaften finden, vergangenen wie künftigen. Im Kern geht es darum, was Amerikaner und Europäer unterscheidet. Die Obama-Präsidentschaft hat diese Unterschiede im Denken über die Rolle des Staats und der Bürger, über soziale Gerechtigkeit und Eigenverantwortung, Privatwirtschaft und gesellschaftlichen Zusammenhalt nur in besonderer Weise sichtbar gemacht."

In den vier Jahren seither haben sich die aktuellen Anlässe und Anwendungsbeispiele geändert, nicht aber der Kern der Konflikte und der transatlantischen Missverständnisse. Die strukturellen

Unterschiede und politischen Reflexe, auf denen sie beruhen, bestehen fort. Damals lud das Entsetzen über die Ölpest im Golf von Mexiko den Streit um die Energieversorgung und den richtigen Mix aus klassischen und erneuerbaren Energien emotional auf, heute ist es die deutsche Abneigung gegen das Fracking. Damals beherrschten die Stichworte Irak, Drohnenkrieg und Guantanamo die Debatte darüber, welche Mittel ein Staat zur Terrorabwehr und zur Wahrung außenpolitischer Interessen einsetzen darf. 2015 hießen sie NSA, Islamischer Staat, Waffenlieferungen an die Ukraine. Damals entzündete sich die Empörung über den Waffenkult an Amokläufen in Schulen und Kinos, heute an den tödlichen Begegnungen zwischen schwarzen Jugendlichen und weißen Polizisten, die zudem die anhaltenden Rassenkonflikte spiegeln.

Die Frage nach den Ursachen des Umschwungs im deutschen Bild von Barack Obama interessierte mich auch deshalb, weil es um prägende Jahre meiner Journalisten-Laufbahn ging. Sein Aufstieg und Fall im deutschen Ansehen forderten mich auf besondere Weise heraus. Ein bisschen früher als andere hatte ich mich an Obamas Fersen geheftet und ihn vom Februar 2007 an zu Wahlkampfauftritten begleitet. Damals lautete die herrschende Meinung noch, Hillary Clinton werde George W. Bush beerben und die erste Präsidentin der USA werden. Ich sah das anders und hielt es für gut möglich, dass er die Wahl 2008 gewinnen werde. Aus meinen Beobachtungen entstand 2007 eine Barack-Obama-Biografie. 2009 schrieb ich ein Buch über Michelle Obama. Es erzählt ihren – typisch amerikanischen – Aufstieg vom schwarzen Arbeiterkind zur ersten First Lady, die von Sklaven abstammt; und ihren Lebensweg, der von einem rein afroamerikanischen Wohnviertel ins Weiße Haus führte. Es war zugleich das erste Buch, das schilderte, wie sie in ihrer neuen Rolle auftritt und wie

sie ihr Amt ausfüllte. Im Juni 2011 war ich dann der erste deutsche Korrespondent, dem Präsident Obama ein Interview gab – aus Anlass des Besuchs der Kanzlerin Angela Merkel und ihrer Ehrung mit der Freiheitsmedaille, dem höchsten zivilen Orden der USA. Es wurde in schriftlicher Form geführt: Ich reichte die Fragen ein und erhielt die Antworten des Präsidenten per E-Mail zurück. Das ist die gängige Praxis im Umgang mit ausländischen Print-Medien in Obamas Amtszeit. Meine Zeitung Der Tagesspiegel war allerdings die erste, die diese Abläufe offen kommunizierte und nicht so tat, als sei das Interview in einer persönlichen Begegnung mündlich geführt worden. Ein Journalist eines Konkurrenzblattes nahm dies zum Anlass für die Rückfrage, ob diese Aussagen tatsächlich vom Präsidenten stammten. Das Weiße Haus hat das ausdrücklich bestätigt und das Interview in die offizielle Liste der Obama-Interviews aufgenommen.

Die Obamas wirkten auf viele Deutsche anfangs wie ihr Wunschbild von Amerika. Doch diese Sicht wurde bald erschüttert. Sie waren zwar anders als Bush und seine Republikaner, aber sie handelten deshalb noch lange nicht wie Europäer. Auch sie waren und blieben – Amerikaner. Sowohl die Faszination, die das neue Glamourpaar auf die Deutschen ausübte, als auch die Irritationen, die sie auslösten, bekam ich bei Vorträgen und Debatten in Deutschland hautnah zu spüren. Immer wieder mündeten die Fragen – anfangs zu den Erwartungen an Obama, später zum Verlauf seiner Präsidentschaft – in der Bitte, zu erklären, warum Amerikaner in so vielen Bereichen „anders ticken“ als die Deutschen. Warum stößt die allgemeine Krankenversicherung auf so viel Widerstand? Warum gelingt es ihm nicht, Guantanamo zu schließen? Warum beschimpfen ihn so viele Amerikaner als „Sozialisten“? Und warum hassen sie oft gerade das, was wir an ihm lieben?

Viele Diskussionen endeten mit der Aufforderung: Schreiben Sie ein Buch mit solchen Beispielen aus der politischen Praxis!

Zur Enttäuschung über die Amerikaner, die die anfängliche Liebe der Deutschen zu Obama nicht teilten, ist mittlerweile eine wachsende Enttäuschung der Deutschen über Obama hinzugekommen. Daraus ergeben sich weitere Beispiele für unser zwiespältiges Verhältnis zu den USA.

Wie die Erstfassung richtet sich die aktualisierte Neuausgabe dieses Buchs an alle, die Wegweiser und Leitplanken suchen, um Amerika besser zu verstehen. Und ganz besonders an alle, die so wie wir für ein paar Jahre in die USA ziehen. Es soll ihnen helfen, sich auf diesem fremden Stern zurechtzufinden. Die Stämme, die dort leben, und ihre Gesellschaftsordnung – Demokratie, Marktwirtschaft, Rechtsstaat – könnten bei oberflächlicher Betrachtung wie eine Kopie Europas aussehen. In vielen Dingen fühlen und denken sie jedoch ganz anders als wir.